

THOMAS MANN / JAKOB WASSER-
MANN • BERTOLT BRECHT / OSKAR
MARIA GRAF • PETER WEISS / HER-
MANN HESSE • THOMAS MANN /
JAKOB WASSERMANN • BERTOLT
BRECHT / OSKAR MARIA GRAF • PE-
TER WEISS / HERMANN HESSE • THO-
MAS MANN / JAKOB WASSERMANN
• BERTOLT BRECHT / OSKAR MARIA
GRAF • PETER WEISS / HERMANN
HESSE • THOMAS MANN / JAKOB
WASSERMANN • BERTOLT BRECHT /
OSKAR MARIA GRAF • PETER WEISS
/ HERMANN HESSE • THOMAS MANN
/ JAKOB WASSERMANN • BERTOLT
BRECHT / OSKAR MARIA GRAF • PE-
TER WEISS / HERMANN HESSE • THO-
MAS MANN / JAKOB WASSERMANN
• BERTOLT BRECHT / OSKAR MARIA
GRAF • PETER WEISS / HERMANN
HESSE • THOMAS MANN / JAKOB
WASSERMANN • BERTOLT BRECHT /

Thomas Kraft

DICHTER-FREUNDE

Königshausen & Neumann

Thomas Kraft
—
Dichter-Freunde

Thomas Kraft, 1959 in Bamberg geboren, promovierter Germanist, war Programmleiter des Münchner Literaturhauses. Heute lebt er als Autor, Gymnasiallehrer und Organisator literarischer Veranstaltungen in Herrsching am Ammersee. Er ist Herausgeber des Lexikons der deutschsprachigen Gegenwartsliteratur und Verfasser mehrerer Monografien zur Literatur des 20. Jahrhunderts.

Thomas Kraft

Dichter-Freunde

Königshausen & Neumann

Die Bildrechte wurden mit freundlicher Genehmigung von Karl Corino, Volker Derlath, Markus Desaga, Ulrich Dittmann, Uwe Friesel, Gerda Goedhart, Edgar Hilsenrath, Thomas Kraft, Literaturarchiv Marbach, Thomas Meinecke, Michaela Melian, Andrej Reiser, Thomas Mann-Archiv/ETH Zürich, Münchner Stadtbibliothek, Münchner Stadtmuseum, Peter Peitsch, Suhrkamp Verlag, Ullstein Bild, Gret Wiedmann erteilt.

Trotz intensiver Suche ist es uns nicht in allen Fällen gelungen, die Rechteinhaber der in diesem Band abgedruckten Fotos zu finden. Autor und Verlag sind selbstverständlich bereit, rechtmäßige Ansprüche im üblichen Rahmen zu honorieren.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

© Verlag Königshausen & Neumann GmbH, Würzburg 2024

Gedruckt auf säurefreiem, alterungsbeständigem Papier

Umschlag: skh-softics/coverart

Alle Rechte vorbehalten.

Dieses Werk, einschließlich aller seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Printed in Germany

ISBN 978-3-8260-8693-9

eISBN 978-3-8260-8694-6

www.koenigshausen-neumann.de

www.ebook.de

www.buchhandel.de

www.buchkatalog.de

Inhalt

Vorwort.....	7	
SPRACHKRITIK UND SINNSUCHE		
Christian Morgenstern und Michael Bauer im Kontext der Reformbewegungen um 1900	13	
MÄNNER MIT EIGENSCHAFTEN		
Robert Musil und Franz Blei.....	33	
»ER IST MEIN FREUND ... UND AUCH ICH WAR ES IHM.« Über das Verhältnis von Thomas Mann und Jakob Wassermann		51
AUF EINER SCHWIMMENDEN EISSCHOLLE Mit Oskar Maria Graf und Bertolt Brecht im Wartesaal der Emigration		73
AUF DER STETEN SUCHE NACH IDENTITÄT Peter Weiss und Hermann Hesse		105
VON CZERNOWITZ IN ALLE WELT Die Freunde Edgar Hilsenrath und Jakov Lind		121
WÖLFE UND KIRSCHEN Christa Wolf und Sarah Kirsch im Spiegel der politischen Zeitläufte.....		139
»DU BIST UNSER ABGEORDNETER!« Günter Grass und Dieter Lattmann im gemeinsamen politischen Kampf ...		157
IM FAHRWASSER VON 1968 Uwe Timm und die AutorenEdition.....		177
WAHLVERWANDTSCHAFTEN Thomas Bernhard und die Pop-Literaten		201

Vorwort

Wer über die Freundschaft nachdenkt, landet zwangsläufig bei Montaigne. Sein berühmter Essay *Über die Freundschaft* (1580) ist in seinem Ansatz bis heute frisch und unverbraucht geblieben. Michel de Montaigne, der in seinem Text den Verlust eines engen Freundes betrauert, stellt die wahre Freundschaft über Liebe und Ehe, weil sie freiwillig, vertrauensvoll und ohne utilitaristische Hintergedanken bestehe. Zwei Seelenverwandte gingen eine Beziehung ein, die, anders als noch bei Aristoteles, eindeutig über Familiäres, Bekanntes oder von Absichten Geprägtes hinausreiche: »Alle Freundschaften, welche die Wollust oder der Profit, die öffentliche oder häusliche Notwendigkeit errichten und erhalten, [sind] umso weniger schön und edel und umso weniger Freundschaft, als sich andere Gründe, Ziele und Früchte unter die Freundschaft selbst mischen.« Die Freundschaft zwischen zwei Menschen ist für Montaigne existentiell und dauerhaft. Er spricht von Verschmelzung und Doppelgängertum, aber auch vom Risiko, dass eine Freundschaft einmal zu Ende gehen könne.

Autorinnen und Autoren gelten als Einzelgänger. Das ist im Grunde Unsinn. Nur weil das Schreiben Konzentration und Ruhe erfordert und man in diesem Prozess meistens allein ist, heißt das nicht, dass man nicht ein geselliger Mensch sein kann. Der Markt der Literatur kennt, wie andere Märkte auch, Wettbewerb und Konkurrenz. Vielleicht ist er ein wenig mehr als andere Geschäftsfelder von Eitelkeiten geprägt. Das mag an der im Hegelschen Sinne intensiven »Entäußerung« von Persönlichem liegen, das in den Texten seinen Niederschlag findet. Und wer sich mit seiner Kunst in den Betrieb hineinbegeben muss, muss sich bewusst sein, dass er da möglicherweise nicht ohne Blessuren wieder herauskommt. Auf diesem Weg kann ein Seelenverwandter behilflich sein, der ähnlich denkt und fühlt und die Situation versteht: ein Freund, eine Freundin.

Ungeachtet der Briefe und Tagebucheinträge, Notizzettel und Fotos, die eine Freundschaft zwischen Autoren dokumentieren, wird es für Außenstehende immer nur ein Akt der Annäherung sein können, das Wesen einer Freundschaft zu begreifen. Ein Gang durch die Literaturgeschichte zeigt, welche unterschiedlichen Ausprägungen von Freundschaft es zwischen Autoren gibt und gegeben hat.

Wenn man zum Beispiel den Blick auf Gotthold Ephraim Lessing und Moses Mendelssohn lenkt, dann findet sich eine außergewöhnliche Beziehung, die in der deutsch-jüdischen Geschichte beispiellos blieb. Sie waren ein ungleiches Paar, der wortgewaltige Gelehrte und Kritiker aus Kamenz und der von

körperlichen Gebrechen gepeinigter Sohn eines Thora-Schreibers aus Dessau. Ihre erste Begegnung fand 1754 in Berlin statt und die beiden jungen Männer fanden sofort in vorurteilsfreier Freundschaft zueinander. Obwohl sich Lessing im Grunde kaum für die jüdische Kultur interessierte, schätzte er den kritischen Verstand und aufklärerischen Impetus seines Freundes und trieb sie beide in heftigen Diskussionen zu gedanklichen Höhenflügen und Projekten an. Auch wenn es in dieser Freundschaft kontaktarme Phasen gab, so wirkte ihre intellektuelle und seelische Verbundenheit in ihre jeweiligen Werke ein.

Zwischen den beiden großen deutschen Dichtern Friedrich Schiller und Johann Wolfgang von Goethe war es nicht die sprichwörtliche Liebe auf den ersten Blick. Und doch wurde es eine der produktivsten Freundschaften der Literaturgeschichte. Sie lernten sich 1788 in Rudolstadt kennen. Goethe war da bereits 39 Jahre alt, Schiller elf Jahre jünger. Der Dichterstürm erkannte im jungen Sturm-und-Dränger den kongenialen Konkurrenten und reagierte zunächst abweisend. Als sie sich sechs Jahre später nach einer Veranstaltung in Jena wiedersahen und miteinander ins Gespräch kamen, sprang der Funke doch noch über. Schiller brachte seine Bewunderung Goethes empathisch zum Ausdruck und Goethe erkannte im jüngeren Kollegen einen Geist, der seine Auffassungen von Literatur und Wissenschaft teilte. Schiller beschrieb dies wenig später in einem Brief an einen anderen Freund: »Ein jeder konnte dem anderen etwas geben, was ihm fehlte, und etwas dafür empfangen.« In den folgenden zehn Jahren entstand ein intensiver Gedankenaustausch, meist in Form von Briefen, der bis zu Schiller plötzlichem Tod 1805 andauerte. Das Ableben seines Freundes empfand Goethe, als wäre ihm »die Hälfte meines Daseins« weggebrochen.

Friedrich Hölderlin war ein zur Freundschaft begabter Mensch und knüpfte im Laufe seines Lebens viele Kontakte. Der vermutlich mit einer bipolaren Störung belastete Dichter aus Lauffen am Neckar wurde von seiner Mutter zum Beruf des Pfarrers gedrängt, so dass er am Tübinger Stift ein Studium der Theologie aufnahm. Mit dem gleichaltrigen Georg Wilhelm Friedrich Hegel und dem erst fünfzehnjährigen Friedrich Schelling bezog er 1790 eine der kleinen Wohnstuben. In einem von Friedrich Hölderlins späten Gedichten heißt es: »Es waren schöne Tage. / Aber traurige Dämmerung folgte nachher.« Während sich der Dreierbund durch den autoritären Studienalltag am Stift quälte, ereigneten sich parallel zwei gewaltige Umwälzungen: die Französische Revolution und die Philosophie der Aufklärung. Die drei Stipendiaten begeisterten sich für die Ideen der Freiheit und Demokratie; Dichtung und Politik gehörten ihrem Verständnis nach unbedingt zusammen. Dabei fanden sich hier drei sehr unterschiedliche Charaktere: der innerlich zerrissene Hölderlin, der entweder

Dichter oder Philosoph werden wollte und einen Schlag bei den Frauen hatte, daneben der eher gemütliche, vernünftige Hegel mit dem Spitznamen »der Alte« sowie der ambitionierte und kreative Aufsteiger Schelling. Sie diskutierten engagiert, tauschten sich aus und entwickelten gemeinsam das sogenannte »Systemprogramm des Deutschen Idealismus«, eine Frühform des dialektischen Denkens. Auch als ihre Lebenswege auseinanderdrifteten – Hölderlin wurde Hauslehrer und verstummte am Ende im Turm am Neckar, Hegel machte Karriere und Schelling führte ein glamouröses Leben in München – kann man in ihren Briefen die innere Verbundenheit erspüren, die ihnen erhalten geblieben war. So schrieb Hölderlin bereits 1794 an Hegel: »Lieber Bruder! Ich bin gewis, daß Du indessen zuweilen meiner gedachtest, seit wir mit der Loosung – Reich Gottes! von einander schieden. An dieser Loosung würden wir uns nach jeder Metamorphose, wie ich glaube, wiedererkennen«. Das von Hölderlin gedichtete *Lied der Freundschaft* wurde lange gesungen: »Frei, wie Götter an dem Mahle, / Singen wir um die Pokale, / Wo der edle Trank erglüht, / Voll von Schauern, ernst und stille, / In des Dunkels heil'ger Hülle / Singen wir der Freundschaft Lied.«

Die aus einer Frankfurter Kaufmannsfamilie stammende Bettina von Arnim lernte im Haus ihrer Großmutter, der Schriftstellerin Sophie La Roche, die junge Dichterin Karoline von Günderode kennen. Die Begegnung dieser beiden gebildeten und für die damalige Zeit durchaus aufsässigen Frauen sollte in eine Tragödie münden. »Ich kann nicht dichten wie du, Günderode«, schrieb Bettina, »aber ich kann sprechen mit der Natur, wenn ich allein mit ihr bin (...) Und wie ich zurückkomm, da stellen wir unsere Betten dicht nebeneinander und plaudern die ganze Nacht zusammen (...) und halten große tiefsinnige Spekulationen, wovon die alte Welt in ihren eingerosteten Angeln kracht, wenn sie sich nicht gar umdreht davon.« Bettina verehrte die fünf Jahre ältere Freundin hingebungsvoll. Im Kreis der *jeunesse dorée*, in dem die beiden verkehrten, wurde das ernste Stiftsfräulein geneckt und sehr gemocht. Drei Jahre lang – von 1802 bis 1805 - verlebten sie in all ihrer Gegensätzlichkeit eine intensive Zeit und schrieben sich viele Briefe: »Ach, ich möchte alles haben, Macht und Reichtum an herrlichen Ideen und Wissenschaft und Kunst, um alles Dir wiederzugeben; und meinem Stolz, von Dir geliebt zu sein, meiner Liebe zu Dir genug zu tun. Denn diese Freundschaft, dies Sein mit Dir, konnte nur einmal gedeihen« (Bettina an Karoline am 25.12.1805). Beide formulieren für die Frühromantik typische Gedanken: »Warum ward ich kein Mann! Ich habe keinen Sinn für weibliche Tugenden, für Weiberglückseligkeit. Nur das Wilde, Große, Glänzende gefällt mir.« Dann verliebte sich Karoline unglücklich in einen verheirateten Mann, der ihre Liebe erwiderte, aber am Ende seine Ehefrau

nicht verlassen wollte. Als Karoline im Sommer 1806 die finale Nachricht erhielt, nahm sie sich kurz darauf das Leben. Das Trauma dieses Selbstmords hat Bettina in ihrem Briefroman *Die GÜnderode* (1840) spät verarbeitet und damit die Autorin Karoline von GÜnderode, die nach ihrem frühen Tod rasch vergessen wurde, einer jüngeren Generation wieder in Erinnerung gebracht.

Als sich Annette von Droste-Hülshoff und der Sohn ihrer Freundin Katharina, Levin Schücking, 1837 kennenlernten, bat er die siebzehn Jahre ältere Schriftstellerin um einige Balladen für eine geplante Gedicht- und Novellensammlung. Sie begann, sich um den angehenden Dichter zu kümmern. Es entstand eine Arbeitsgemeinschaft und Freundschaft, in der der junge Schücking eine Art Muse für die arrivierte Autorin wurde. Mit seiner Unterstützung steigerte sie ihre literarische Produktion und er kümmerte sich um Fragen der Vermarktung ihrer Bücher. Ein gemeinsam auf der Meersburg am Bodensee verbrachter Winter 1841/42 intensivierte ihr Verhältnis, die Dichterin schien sich in ihren Partner verliebt zu haben: »Weiß der Henker was du für eine inspirierende Macht über mich hast«, schreibt Annette von Droste-Hülshoff im Mai 1842 an Levin Schücking. Als Schücking aus Meersburg abreiste und anschließend Louise von Gall heiratete, kühlte das Verhältnis merklich ab. Endgültig zum Bruch kam es, als Schücking für einen Roman auf besondere Kenntnisse des westfälischen Landadels zurückgriff, die ihm die Droste vermittelt hatte.

Diese Beispiele sollen verdeutlichen, wie weit der Begriff der Freundschaft gefasst werden kann. Da ist von Konkurrenz, Zuneigung, Mentoring, gemeinsamen Interessen, Idealen und Projekten in den unterschiedlichsten Ausprägungen die Rede. Und die Liste lässt sich problemlos verlängern: Man denke an die lebenslange Freundschaft von Annette Kolb und René Schickele, die von einem »unlösbares Band zwischen uns beiden, des Geistes, der Reagenzien, der Gesinnung!« gehalten wurde, vom Glauben an ein friedlich geeintes Europa und an die Aussöhnung von Frankreich und Deutschland. An die Hassliebe zwischen Friedrich Dürrenmatt und Max Frisch, wobei letzterer auch mit seinem Nachbarn im Tessiner Bergdorf Berzona, Alfred Andersch, eine gebrochene Beziehung pflegte, weil dieser immer nur ernste Gespräche führen wollte und sich nie dem von Frisch so geliebten *Savoir-vivre* hinzugeben wusste. Der links stehende Andersch wiederum rezipierte den rechtskonservativen Ernst Jünger zeitlebens und bewunderte dessen »existentielle Lebenshaltung in der geschichtlichen Katastrophe«.

Zuweilen offenbaren sich Affinitäten auch erst auf den zweiten Blick. Betrachtet man das Verhältnis zwischen Georg Büchner und Karl Gutzkow, sieht man zuerst den Materialismus des Sozialrevolutionärs und Naturwissenschaftlers im Widerspruch zum bildungsbürgerlichen Idealismus des Schriftstellers.

Aber ohne die ständigen Ermunterungen seines Förderers hätte Büchner den *Lenz* vielleicht nie geschrieben, und Gutzkow hat zudem Büchners fast gesamtes literarisches Werk und eine große Anzahl von Büchners Briefen über seine Zeitschriften der Nachwelt vermittelt. Max Brods überragende Bedeutung für den Erhalt und die Verbreitung der Texte Franz Kafkas ist allgemein bekannt. Gottfried Benn hielt eine bewegende Totenrede auf seinen Landsmann und Dichterfreund Klabund, dem er seit Schulzeiten eng verbunden war. Familiäre und libidinöse Bande hielten Rainer Maria Rilke und seine Worpsweder Künstlerfreunde um Heinrich Vogeler, Paula Becker und Clara Westhoff für eine Weile zusammen. Auch die Erfahrung des Exils schweißte Autoren zusammen. Man denke nur an Sanary-sur-mer, das ab 1933 vielen deutschen Autorinnen und Autoren Zuflucht bot. So auch Arnold Zweig und Lion Feuchtwanger, die sich an diesem kleinen Fischerort an der Cote d'Azur trafen, sich freundschaftlich unterstützten und an ihren Büchern arbeiteten.

Heinrich Böll und Alfred Döblin versuchten, ihrer Kollegin Irmgard Keun zu helfen, die in der Nachkriegszeit in existentielle Nöte gekommen war. Aber man darf auch an eine schillernde Person wie Rahel Varnhagen erinnern, die mit ihren literarischen Salons und ihren Korrespondenzen geradezu einen »Freundschaftskult« betrieb, von dem auch ein Heinrich Heine profitierte. Und zuletzt muss natürlich auch gesagt werden, dass es nicht selten auch enge Freundschaften zwischen Autoren und Nicht-Autoren gab, wie zum Beispiel zwischen E. T. A. Hoffmann und Julius Eduard Hitzig, wobei letzterer dem Freund seine juristischen Kenntnisse und seinen ausgezeichneten Weinkeller zur Verfügung stellte und sogar zu seinem Biografen wurde.

Das vorliegende Buch skizziert besondere Freundschaften unter Autorinnen und Autoren des 20. Jahrhunderts vor dem Hintergrund der jeweiligen Zeitläufte. Entlang dieser Paarungen entwickelt sich, so die Hoffnung, eine kleine Geschichte der Literatur bis zur jüngeren Gegenwart. Ich bedanke mich sehr herzlich bei Hermann Ruch, der mir beim Schreiben dieses Buchs mit Rat und Tat zur Seite stand.

SPRACHKRITIK UND SINNSUCHE

Christian Morgenstern und Michael Bauer im Kontext der Reformbewegungen um 1900

Bevor Herrsching 1903 an das Eisenbahnnetz angeschlossen wurde, galt es als ein von der Welt abgeschiedener, kleiner Fischerort am Ammersee, den nur wenige Naturfreunde besuchten. Mit der neuen Reiseverbindung aber rückte Herrsching an die Peripherie Münchens heran und lockte Ausflügler und Sommerfrischler aus der Stadt in die ländliche Gegend. Von Christian Morgenstern ist bekannt, dass er mit seinem Vater, dem Landschaftsmaler Carl Ernst Morgenstern (1847-1928), das Fünf-Seen-Land (zu dem auch der Ammersee gehört), bereits als Knabe in den 1870/80er Jahren durchwanderte. In der unberührten Natur rund um die Seen hatte er sein künstlerisches Initiationserlebnis, das ihn bis zu seinem Lebensende poetologisch und weltanschaulich prägen sollte. »Ich möchte sagen«, so Christian Morgenstern 1908, »dass ich immer noch im und vom Sonnenschein meiner Kindheit lebe.« Der spielerische Umgang des Knaben mit den Tieren und Pflanzen in der Natur, die Nähe zur Schöpfung und die Erfahrung, wie der Vater sein Naturerlebnis bildnerisch umsetzte, evozierte im jungen Morgenstern ein Bewusstsein, das ihn später in die Nähe der Anthroposophie rücken sollte und ihn auch wieder an einen Ausgangspunkt seines Lebens, den Ammersee, zurückkehren ließ.

Sein Freund und späterer Biograf Michael Bauer (1871-1929) beschreibt den steten Wechsel von dem im Münchner Stadtteil Nymphenburg gelegenen Haus mit parkartigem Garten, in dem die Familie Morgenstern wohnte, zu den regelmäßigen Ausflügen in die Umgebung Münchens als glücklichen Umstand für die Entwicklung des fantasiebegabten Kindes. Christian Morgenstern habe in der Natur neue Freiheiten gefunden: »In der Natur sind Überraschungen an der Tagesordnung: Die Decke der in den Sand gegrabenen Höhle bricht plötzlich herab, das gestaute Wasser findet mit einem Male seinen Ausweg, ein gefährlich scheinender Käfer tritt auf den Plan. (...) Der kleine Christian konnte in seiner selbstgeschaffenen Welt aufgehen. Einige Stücke Borke, ein paar bunte Scherben, Blätter und wimmelnde Ameisen genügten für seine Miniaturwelten, die er aus der Machtvollkommenheit seiner Phantasie beseelte und einem jeglichen darin Bedeutung und Wichtigkeit verlieh.«

Diesen Spieltrieb hatte sich Christian Morgenstern bis ins Erwachsenenalter bewahrt. 1907 notiert er in seinem Tagebuch: »Ich könnte heute noch im Walde wie ein Knabe spielen: aus Steinen und Holzstücken Häuser bauen,

mit dünnen Zweiglein Rasen abstecken und Haine bilden, einen Felsblock zum Range eines Alpengipfels erheben und einem Hirschkäfer und seiner Frau die Herrschaft über das alles verleihen. Und dieses kleine Reich würde mich glücklicher machen und meine Phantasie umständlicher erregen und beschäftigen als ein noch so großes der Wirklichkeit.«

Meist kennt man Christian Morgenstern von Fotos als einen etwas düster aussehenden Mann mit traurigen Augen und einem schwarzen Bart. Aber natürlich war auch er einmal ein fröhliches Kind gewesen, das die Ausflüge mit dem Vater genossen hat. »Christian Morgenstern, zukünftiger Landschaftsmaler« ist der erste Brief des Siebenjährigen selbstbewusst unterschrieben. Die beiden Morgensterns dürften zu den ersten »Entdeckern« Herrschings um die Jahrhundertwende gehört haben. Weil der Ammersee und die Gegend für Christian Morgenstern so wichtig geworden waren, hat die Gemeinde Herrsching auch die Volksschule nach ihm benannt, um so an ihn und seine Verbindung zu Herrsching zu erinnern.

Christian Morgenstern wurde am 6. Mai 1871 geboren, als Sohn des Landschaftsmalers Carl Ernst Morgenstern und seiner Frau Charlotte (1849-1881), Tochter ebenfalls eines Landschaftsmalers. Eine junge Künstlerfamilie, die viel auf Reisen war: »Meine Eltern reisten viel, zuerst aus Lebenslust, dann aus Rücksicht auf ein beginnendes Lungenleiden meiner Mutter, und nahmen mich schon von meinem dritten oder vierten Jahre an überallhin mit. Besonders ist mir eine lange Reise durch Tirol, die Schweiz und das Elsass in Erinnerung, die im Wesentlichen in einer von zwei unermüdlichen Juckern gezogenen Kutsche zurückgelegt wurde. Dazwischen und später waren es dann die (damals noch ländlichen) bayerischen Seedörfer Kochel, Murnau, Seefeld, Herrsching, Weßling und später noch schlesische Dörfer am Zobten und im Vorland des Riesengebirges, die dem sehr viel einsamen und stillfrohen Knaben unvergeltbar Liebes erwiesen.«

Christian Morgenstern erhielt meist Privatunterricht – die Schule in München besuchte er nur unregelmäßig. 1881 starb seine Mutter an Lungentuberkulose (das er von ihr geerbt hat), dann ging er kurz in Starnberg zur Schule, die Familie löste sich nach dem Tod der Mutter auf und Christian kam mit zehn Jahren zu seinem Patenonkel nach Hamburg. »Bald nach seinem zehnten Jahre, in dem er die Mutter verlor«, sagt Morgenstern über sich in einer autobiografischen Notiz, »begann der Ansturm feindlicher Gewalten von außen wie von innen. Was sich bisher, gehegt und verwöhnt, daheim und im Freien so durchgespielt hatte (...), zeigte sich dem äußeren Leben, wie es vor allem in der Schule herantrat, weniger gewachsen. Es war, als wäre das Leiden der Mutter (...) schon damals übernommen worden; denn wenn

auch mancher frische Aufschwung immer wieder weiter trieb, so setzten doch mehr und mehr jene dumpfen Hemmungen ein, die ihn wohl nicht hätten so zu Jahren kommen lassen, wenn nicht irgendetwas in ihm ebenso zähe für ihn gestritten und ihn über das Schlimmste immer wieder von neuem hinweggebracht hätte. Vielleicht war es dieselbe Kraft, die, nachdem sie ihn auf dem physischen Plan verlassen hatte, geistig fortan sein Leben begleitete und, was sie ihm leiblich gleichsam nicht hatte geben können, ihm nun aus geistigen Welten heraus mit einer Treue schenkte, die nicht ruhte, bis sie ihn nicht nur hoch ins Leben hinein, sondern zugleich auf Höhen des Lebens hinauf den Weg hatte finden sehen, auf denen der Tod seinen Stachel verloren und die Welt ihren göttlichen Sinn wiedergewonnen hat.«

Schon ein Jahr später wurde Morgenstern auf ein Internat nach Landshut geschickt. Für den zarten und gutmütigen Jungen war das eine schwere Zeit. »In meinem 16. Jahre etwa«, erinnert er sich, »wurde mir das erste Glück philosophischer Gespräche. Schopenhauer, vor allem, auch schon die Lehre von der Wiederverkörperung traten in mein Leben ein.« Im gleichen Jahr verfasste Morgenstern ein Trauerspiel, *Alexander von Bulgarien*, das er einer befreundeten Familie vortrug. Im Tagebuch schreibt er dazu: »Alles Ulkige gefiel, mit dem Trauerspiel fiel ich so ziemlich durch.« Mit dem »Ulkigen« bereitet sich schon der Sprachspieler und Sprachkritiker Christian Morgenstern vor. Das



Christian Morgenstern, 16-jährig

Spielerische ist ja auch immer Kritik an den alten Traditionen und Konventionen. Wer mit der vorgefundenen Sprache spielt, suggeriert damit, dass sie so nicht verwendet werden muss, wie er sie vorgefunden hat, sondern dass man ganz Erstaunliches mit ihr machen kann.

Nachdem sein Vater erneut geheiratet hatte, nahmen er und seine zweite Frau den Jungen zu sich nach Breslau (gehörte damals zu Schlesien), wo Christian das Gymnasium besuchte, dann eine Militärschule, dann wieder ein anderes Gymnasium, in Sorau (Niederlausitz), wo er 1892 Abitur machte.

Christian Morgenstern absolvierte eine ziemlich wechselhafte Schulkarriere und lebte in einer Patchwork-Familie. Er fühlte sich häufig abgeschoben und einsam und war stets auf der Suche nach Ersatzvätern. In der Lektüre glaubte er sie zu finden: bei Friedrich Nietzsche, dem antisemitischen Kulturphilosophen Paul de Lagarde und zuletzt beim Anthroposophen Rudolf Steiner. Ein zerrissenes Leben zeichnete sich früh ab, ruhelos, von Krankheit geprägt, wirtschaftlich prekär.

Mit einundzwanzig Jahren nahm Christian Morgenstern ein Studium auf: Volkswirtschaft und Jura an der Universität in Breslau, sein Vater war dort als Professor an die Königliche Kunstschule berufen worden. Christians bekannteste Lehrer waren der Jurist und Schriftsteller Felix Dahn und der Soziologe und Volkswirt Werner Sombart. Neben seinem Studium hat er immer auch geschrieben. Seine ersten Werke erschienen in dem von ihm herausgegebenen Blatt *Deutscher Geist*. Im Sommer 1893 erkrankte er an Tuberkulose und musste sein Studium unterbrechen; in den folgenden fünf Monaten, die er in »Zimmerhaft« im Hause seines Vaters verbrachte, beschäftigte er sich zunächst mit den kulturphilosophischen Schriften Friedrich Nietzsches und entwickelte für sich eine antibürgerliche, antizivilisatorische Befindlichkeit. In diesen Tagen schreibt er in sein Tagebuch: »Wenn die Sonne emporsteigt, erwachen die Lerchen. Die Sonne ging auf – da bin ich erwacht, eine Lerche Zarathustras.«

Seine Begeisterung für Friedrich Nietzsche galt neben dem scharfsinnigen Kritiker des Wilhelminischen Reiches vor allem dem Sprachkritiker der Moderne. Augenzwinkernd macht er aus Nietzsches Postulat von der »Umwertung aller Werte« eine »Umwortung aller Worte«, was nicht nur als nettes Bonmot gemeint ist, sondern sein literarisches Programm charakterisiert. Dabei werden nicht nur die Wörter umgedreht und »umgewortet«, auch ihre Beziehung zur Realität, die sie bezeichnen sollen, wird neu gesehen und interpretiert.

Morgenstern brach sein Studium ab und beschloss, ein Leben als freier Schriftsteller zu führen. Ab 1894 wohnte er in Berlin und arbeitete als Schriftsteller, Journalist und als Lektor bei einem Verlag. Er fand Anschluss an den

»Friedrichshagener Kreis«, einen literarischen Zirkel um die Brüder Heinrich und Julius Hart, und lernte viele Schriftsteller, Journalisten und Verlagsleute kennen. Auf diesem Weg konnte er wichtige literarische Impulse für sein eigenes dichterisches Schaffen aufnehmen. 1895 veröffentlichte er sein erstes Buch, den Band *In Phantas Schloß*, und begann die ersten sogenannten *Galgenlieder* für den »*Bund der Galgenbrüder*« zu schreiben. Morgenstern hat auch überlegt, ob er als Erzähler arbeiten und Romane schreiben sollte. Aber schon 1894 schreibt er an seinen Freund Friedrich Kayssler: »Meine poetische Begabung ist nicht derart, dass ich sie wie einen Ochsen einspannen kann. Sie wirft mir hier und da wie ein schönes Kind Blumen und Früchte zu, deshalb aber kann ich sie noch lange nicht zwingen, sich als Blumen- oder Obstverkäuferin an die Straßenecke zu setzen und mich durch ihr Geschäft zu ernähren.«

Phantas Schloss, im Untertitel Ein Zyklus humoristisch-phantastischer Dichtungen, legt bereits den Kern seiner humoristischen Sprache frei und vermittelt die frei schwebende Phantasie, mit der die Wörter aus ihren gewohnten Bedeutungen gelöst, in eine neue Sphäre gehoben, im Klang musikalisch verwandelt werden und als neue Wesen quasi aus dem Nichts erscheinen. So verbinden sich der Zwölf-Elf, das Mondscharf, das Vierviertelschwein, die Auftakteule und die Fiedelbogenpflanze mit Gingganz, Nasobēm, Steinochs, Ochsenpatz, E. P. V. (dem Exerzierplatzvogel) und dem Mondberg-Uhu bis zum Heiligen Pardauz. Sofort bekommt man gute Laune, hört man diese Sprachphantasie. Über zweihundert groteske Gedichte hat Christian Morgenstern geschrieben, manche sind ganz beiläufig entstanden, auf Postkarten im Café hingekritzelt, man erkennt sie alle.

Morgensterns Gedichte scheinen manchmal keinen Sinn zu ergeben, sind reines Spiel mit der Sprache. Sie setzen den Klang der Wörter gegen ihren Sinn, um komische Effekte zu erzielen. Das klingt dann wie Musik, und deshalb sind sie Vorläufer heutiger Formen wie Rap oder Spoken Word Poetry.

Trotzdem hatte Morgenstern auch die gesellschaftlichen Verhältnisse im Blick und sich in vielen Texten kritisch geäußert. »Mit scharfsichtigem Blick«, so sein Herausgeber Reinhardt Habel, »erkannte Christian Morgenstern die Defekte der Wilhelminischen Epoche und nahm in seinen Aphorismen, Kritischen Schriften, Epigrammen und Briefen illusionslos Stellung zur Fortschrittsgläubigkeit der Zeitgenossen und ihrer Technikbesessenheit, dem Flottenenthusiasmus, der Mechanisierung des Lebens, der brutalen Anwendung der Todesstrafe durch die Justiz und der Unterdrückung der Frau in einer maskulinen Gesellschaft. Aus seiner hohen und reinen Sicht auf menschliche Verhältnisse konnte er nur in einen ständigen Widerspruch zu dieser Ära geraten, die zum Ersten Weltkrieg führte« – den er nicht mehr erleben musste.

Morgenstern litt an der Welt, aber daraus entstand auch sein humoristischer Blick auf die Welt. Über sich selbst hat er gesagt: »Solche Menschen wie ich sind von Zeit zu Zeit nötig, sonst würde der mystische Charakter der Erde, der Welt, des Lebens vergessen werden.«

Die ersten Gedichte der sogenannten *Galgenlieder*, die das Zentrum seines literarischen Werks bilden, entstanden 1895 für einen lustigen Kreis, der sich auf einem Ausflug nach Werder bei Potsdam mit dem Namen eines dortigen Galgenberges schmücken zu müssen meinte. Auf Versammlungen in Kneipen, die Morgenstern mit einem rostigen Schwert auf dem Tisch leitete, wurden sie auch zu Klavierbegleitung gesungen. Nicht selten musste der Wirt zu später Stunde einschreiten und die erheiterten Bundesbrüder zur Ordnung rufen. Die Galgenbrüder trafen sich wöchentlich privat oder in einer Kneipe. Jemand wurde »erhängt« und der Ritus von liturgischen Gesängen begleitet. Alle Mitglieder des Bundes trugen Spitznamen, der von Christian Morgenstern lautete »Rabenaas«. Er saß dem Bund als Präsident vor und schrieb die Texte zu den Liedern. Sie wurden in der Kneipe auch mit Klavierbegleitung gesungen, bis der Wirt die jungen Männer vor die Tür setzte.

Die Vorstellung, dass man vom Galgen herab die anderen Menschen betrachtet, eröffnete der lebhaften Phantasie der jungen Männer die Aussicht auf eine schaurig-reizvolle Gegenwelt aus der Sicht der Gehenkten. »Man sieht vom Galgen die Welt anders an und man sieht andere Dinge als Andre.« Man sieht das Mondschaft, das auf »weiter Flur« der »großen Schur« harrt, oder den »Zwölfelf«, der »auf sein Problem« kommt und sich von nun an »Dreiundzwanzig« nennt. Der Tanz des »Vierviertelschweins« mit der »Aufakteule« bleibt gewöhnlichen Sterblichen, die nicht zu den Galgenbrüdern gehören, genauso verborgen wie die glückliche Ehe von »Nachtschelm« und »Siebenschwein«.

Morgenstern rächte sich mit seinen *Galgenliedern*, wie er schreibt, »an des Daseins tiefem Ernst«. Die *Galgenlieder* waren zunächst nicht zur Veröffentlichung bestimmt, hatten bei Lesungen im Schwabinger Kabarett Überbrettl jedoch so großen Erfolg, dass Morgenstern sie 1905 zum Druck gab.

»Der MORGENSTERN«, schreibt Franz Blei 1922 in seinem *Großen Bestiarium*, »der Morgenstern ist, wie man weiß, dasselbe wie der Abendstern. Es kommt nur darauf an, zu welcher Tageszeit man für den Stern schwärmt, ihn so oder so zu nennen. Unser Morgenstern hatte am Morgen allerlei schöne und allgemeine Gefühle, die ihm am Abend nicht mehr gefielen. Also wiederholte er sie abends, indem er sie persiflierte, um doch andern Morgens wieder in den Gemeinplatz seiner sternhaften Stereotypie zu fallen.«

Morgensterns Galgenpoesie ist keine Natur- oder Gedankenlyrik, sondern findet ihren Ursprung fast ausschließlich in der Sprache. »Verse macht man

doch nicht mit Ideen – sondern mit Wörtern«, sagt der französische Dichter Mallarmé. Aus dem Ulk wird feinsinniger Witz, die Funken schlagen aus den Versen – und dahinter stecken die *Beiträge zu einer Kritik der Sprache* (1901/02) des Prager Philosophen Fritz Mauthner. Sein Skeptizismus sieht Sprache nicht als Mittel der Erkenntnis, weil Wörter anderes seien als subjektive Entscheidungen und keineswegs begriffliche Abbilder einer wie auch immer gearteten äußeren Realität. Sprache sei vor allem ein Spiel, Wittgenstein verwendete später das »Sprachspiel«, also ein Gesellschaftsspiel, bei dem der Einzelne nach der gleichen Spielregel denkt wie Millionen andere. Wer also die Begriffe setzt und durchsetzt, der hat die Macht. Sprache wird beim Wort genommen, neue Wörter werden geboren, der Spaß hat mindestens einen dreifachen Boden: Es wird vermenschlicht und vertiert, phonetisch experimentiert und auf Teufel komm raus gereimt, mit Lauten gemalt (wie bei *Das große Lalula*) und bei aller scheinbaren Improvisation formal genau gearbeitet und dabei das Ergebnis dem Hören, vielleicht weniger dem Lesen, zgedacht.

Fisches Nachtgesang kommt ganz ohne Worte aus. Es ist ein Gebilde der Visuellen Poesie, enthält keine sprachlichen Zeichen und besteht ausschließlich aus graphischen Zeichen, die den in der Metrik verwendeten Notationen für Hebungen und Senkungen ähnlich sind. Morgenstern hat es lapidar als »das tiefste deutsche Gedicht« bezeichnet; man denke nur an Fischschuppen, gekräuselt Wasser, die Bewegung eines Fischmauls und vieles mehr. Ein sparsam akzentuiertes Gedicht, das H. M. Enzensberger als das einzige Gedicht bezeichnet hat, das er auswendig könne und er für schlicht vollkommen halte. Manchmal muss man auch die Oberfläche beachten, wenn man den Dingen auf den Grund gehen will.

Morgenstern bleibt formal experimentierfreudig, wie im Gedicht *Die Trichter*. Dass das Gedicht in seiner typografischen Form einen Trichter darstellt, scheint außer Frage zu stehen. Es ist ein sogenanntes Figurengedicht, das sowohl in seiner Gliederung der Verse als auch graphisch die Sprechfolge rhythmisiert. Aber Morgenstern schreibt in einem Brief 1908 noch etwas: »Übrigens steckt hinter Trichter auch noch was ganz Neues, ganz Verflixtes.« Wenn man genauer liest, gehen hier zwei Trichter durch die Nacht und – schaut man auf die Endreime der Eingangsverse – stecken sie ineinander, was durchaus als erotischer Hintersinn verstanden werden darf.

Morgenstern zaubert Dinge und Tiere hervor, die es nicht zu geben scheint und die man nicht für möglich gehalten hat. Dabei verliert er den Anschluss an die Realität nicht, und trotzdem befremden uns all diese sprechenden Tiere wie das Mondschaft, der Steinochs oder das berühmte Nasobem nicht. Der Autor rückt die Dinge in ein neues Licht, verschiebt und verfremdet die Situatio-

nen ganz leicht, setzt die Tiere auf eine Stufe mit den Menschen – und erschafft dadurch eine rätselhafte Welt, die nicht nur komisch ist, sondern auch fremd und merkwürdig. 1898 notiert Morgenstern: »Alle Dinge haben zwei Seiten, die simple und die unerschöpfliche.« Er erweitert mit seinen Versen den Raum unserer Wahrnehmung, ohne Märchen zu erzählen, und lässt uns tief ins Wunderbare blicken. Autoritäten, Hierarchien, alles, was feste Ordnung ist, wird mit leichter Hand aufgehoben und verrückt. Wie selbstverständlich verlangt dieser Dichter von seinen Zuhörern, dass sie die vertrauten Bilder vergessen und ihm dabei folgen, neue Bilder zu erschaffen.

Die Widersprüche, die sich so auftun, erzeugen die Komik in seinen Gedichten. Morgenstern weiß um die Erfahrung des Leidens, die den Humor zur Sprache der Freiheit werden lässt. Er macht sich »Gedanken zu einer Philosophie des Humors. Ich definiere den Humor als die Betrachtungsweise des Endlichen vom Standpunkte des Unendlichen aus. (...) Der Humor ist sonach die höchste, aber auch die schwerste aller Weltbetrachtungen; denn er lehrt uns das tiefste Leid und Elend nur als eine Phase aufzufassen, die, aus dem Zusammenhang des Weltlebens gerissen, für sich alle keine absolute Beurteilung gestattet.«

Der echte Humor habe immer ein weinendes und ein lachendes Auge. »Es gibt nur eine Rettung«, heißt es in den *Aphorismen*, »vor dem Ekel muss man sich durch Lachen schützen.« Offen erscheint das Melancholische in Morgensterns Versen, nie wetzt er das scharfe Messer der Satire und attackiert. Dazu mag sein angegriffener Gesundheitszustand beigetragen haben. Seit seiner ersten Erkrankung musste er immer wieder Sanatorien und Kurorte aufsuchen, um sein Leiden zu lindern. Diese Umstände sind sicher mitverantwortlich für seinen Blick auf die Welt.

Für den Schriftsteller Walter Kempowski sind die *Galgenlieder* »eines der wichtigsten Bücher des Jahrhunderts. Das Groteske«, schreibt er, »führt uns das unser Leben Deformierende vor – das Unabwendliche, hier wird's Ereignis. Man kann ihn gar nicht überschätzen. Er steht auf einsamer Höhe. Christian Morgenstern ist in unserer deutschen, nicht gerade von Humor beseelten Literatur eine Art Ehrenrettung, einer der seltenen Glücksfälle im Geistesleben einer Nation.« Hermann Hesse liebte seine »Scherzgedichte, die oft so kindlich verspielt, oft so vereinsamt melancholisch sind. Diese vor-dadaistischen DadaVerse haben ihre Beliebtheit wohl verdient, sie sind echt narrenhaft, und manche von ihnen haben so zarte, wohlgebaute, rührend reine Formen, dass man sie schon als Klang lieb gewinnt.« Und Kurt Tucholsky »lacht sich krumm, bewundert hinterher, ernster geworden, eine tiefe Lyrik, die nur im letzten Augenblick ins Spaßhafte abgedreht ist – und merkt zum Schluss, dass man einen